

# Kant, Goethe - Chamberlain

Autor(en): **Falke, Konrad**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **14 (1914)**

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-750796>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# KANT, GOETHE — CHAMBERLAIN

Der Vater befuhr die Meere der Erde; der Sohn befährt die hohe See des Geistes.

Houston Stewart Chamberlain wurde 1855 in Portsmouth geboren, im Hause des Kapitäns, späteren Admirals Chamberlain. Nicht als Normal- und Durchschnittsgehirn: sein ganzes Leben steht im Zeichen eines schweren Nervenleidens. Seine äußere Unrast ist nur ein Spiegelbild der innern: Frankreich, England, die Schweiz, Deutschland, Österreich sind seine Aufenthaltsorte. Die Krankheit lässt ihn zuerst der militärischen, dann der akademischen Laufbahn entsagen — endlich findet er seinen wahren Beruf, indem er die Wirkungen des Schwertes wie des Wortes mit der Feder des Schriftstellers auszuüben weiß.

Eine Ahasver- und Holländernatur. Sein Gefühl suchte die „Heimat“, sein Geist die Gewissheit; und da er es mit der Heftigkeit des Genies tat, so landete er beim Genie: der Leuchtturm für alle im Gefühl Zerrissenen, Richard Wagner, zog ihn nicht minder an als Immanuel Kant, der feste Pol für jeden im Geist Erschütterten. Neben diesen subjektiven Bedürfnissen des Herzens wie des Kopfes stand als glücklichste Ergänzung von jeher der Sinn für das objektiv Gegebene, für die Natur, der ihn exakte Studien treiben und allem Abstrakten gegenüber auf der Hut sein ließ: den schärfsten Ausdruck findet diese Seite seines Wesens darin, dass er den Begriff der Menschheit verneint und für das praktische Leben durch den der Rasse ersetzt wissen will; und ihr ist es auch zu verdanken, dass er wie kein zweiter die Seele des großen Schauers Goethe zu erleuchten wusste.

\* \* \*

In einem Jahr, am 9. September 1915, vollendet Houston Stewart Chamberlain sein sechzigstes Lebensjahr; das Bild seiner geistigen Persönlichkeit ist schon heute voll ausgeprägt und wird kaum mehr eine wesentliche Bereicherung erfahren. Seine Hauptwerke teilen sich in zwei Klassen: *Werke des Erfolges* und *Werke der Wirkung* — in die germanenfreundlichen, judenfeindlichen „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts“, nebst den Wagnerschriften;

und in die beiden genialen Nachschöpfungen genialen Menschentums, die unvergleichlichen Monographien über Kant und Goethe. Dort polemische oder apologetische Analysen; hier positive Synthesen, die in der Geschichtsschreibung des menschlichen Geistes für immer ihren Platz behaupten werden: sie tragen eine Erleuchtung weiter, von der unsere Kultur abhängt.

In den „Grundlagen“ hat Chamberlain die Rechte des vielseitigen Dilettanten gegenüber den einseitigen Fachgelehrten verfochten; sie haben es ihm höllisch übel genommen und ihn nicht weniger leidenschaftlich bekämpft, als er sie angriff. Aber bei Chamberlain handelt es sich von vornherein um höhere als beweisbare Dinge; und wie man sich zu ihm stellt, hängt davon ab, was für ein Mensch man ist: ob innerlich frei oder unfrei geboren, im geistigen Sinne Herrenmensch oder Sklave. Über dem rechthaberischen Gezänk der Schulen steht Chamberlain als sich selbstbestimmende Persönlichkeit, die von allem, was fleißige Maulwurfsarbeit zu Tage fördert, bloß das ihr Gemäße annimmt und für den wissenschaftlichen Vollständigkeitswahnsinn und die damit meistens verbundene ethische Lauheit nur ein halb höhnisches, halb zorniges Lachen übrig hat. Was Chamberlain gelegentlich das Konzept verrückt, ist weniger ein Mangel an Wissen als eine einseitige, gefühlgefärbte Darstellung seines Wissens: er streitet mit Begeisterung für die Selbstherrschaft des Geistes, und es bleibt der Besonnenheit des Lesers überlassen, sich zu fragen, ob nicht der zu solcher Leuchtkraft gesteigerte Intellekt etwas Außergewöhnliches ist, das in der vollen Breite des Daseins immer von dem dunkel im Sinnlichen verankerten Willen überwunden werden wird.

Es ist hier nicht der Ort, von den Menschlichkeiten eines so hervorragenden Geistes zu sprechen; es genüge die Andeutung, dass wir für sie nicht blind sind, und die Erklärung, dass wir niemand zur Blindheit verpflichten. Chamberlains Judenhass ist, wie jeder Hass, nicht der Ausdruck der Stärke (wer so sehr für die Reinheit und Güte des Bodens besorgt ist, hat selber nicht die tiefsten Wurzeln geschlagen!); und es bleibt eine offene Frage, ob der deutschschreibende Engländer nicht aus einem eigenen Gefühl heraus, „zwischen den Kulturen“ zu stehen — also in der Bekämpfung eines Merkmals seines eigenen Wesens — so

sehr gegen das zur Heimatlosigkeit verdamnte Volk Israel wettet. Und dass der selbe Mann, der in der Welt des Geistes das Heil in der philosophischen Selbstbesinnung und strengen Unterscheidung Kants erblickt, sein Herz an eine Musik hängen konnte, die von ihrem Schöpfer bis ins Letzte hinein ihrer Selbstherrlichkeit entkleidet und in die Fron der Vorstellung und des Wortes, kurz, ans Theater verschachert worden ist: das wird auch nur der verstehen, der sich das Ergebnis von Chamberlains Goethebuch zu eigen gemacht hat: ein Mensch kann um so größere Gegensätze in sich begreifen, je größer er selbst ist.

\* \* \*

Wenn einmal seit dem Zeitpunkt, wo der deutsche Kaiser an seine Intimen die das Germanentum verherrlichenden „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts“ verschenkte, ebensoviel Jahrzehnte verflossen sein werden wie jetzt Jahre, so dürfte das menschliche Leben mit seinen Interessen und Bedürfnissen wesentlich anders geworden sein. Aber wenn dann auch die von Chamberlain so sehr gehassten und gefürchteten Juden (er predigt geradezu einen heiligen Krieg gegen sie) die Macht völlig an sich gerissen haben sollten, so hat doch Chamberlain selbst für alle Zeiten dafür gesorgt, dass echtste Kunde vom germanischen Menschen erhalten bleibt. Germanische Theorie und germanische Praxis — Kant und Goethe — werden in seinen beiden Werken vor einer wie auch beschaffenen Nachwelt dastehen als *monumenta aere perennius!*

Kuno Fischer hat der vorigen Generation Kant als genialer Lehrer erklärt; Chamberlain schafft ihn vor den Augen der jetzigen nach als ein lehrendes Genie. In der Vortragsform, in der das Buch wie auch das über Goethe gehalten ist, wird ein Nachklang der einst von ihm erstrebten akademischen Bekenntnistätigkeit fühlbar; es lebt etwas von der Leidenschaft Johannes des Täufers in diesem Mann, der im Kantbuch mit dem Wort seines Meisters vor uns tritt: „Die größte Angelegenheit des Menschen ist zu wissen, was man sein muss, um ein Mensch zu sein!“ Wie Kant hat er das praktische Endziel von Anfang an vor Augen: sein Hauptverdienst besteht darin, dem Leser klar zu machen, dass der Gegenstand von Kants Untersuchungen kein nebelhaft verschwommener, sondern der allerrealste ist: die Tatsache des

geistigen Lebens, mit der Aufgabe, das für den naiven Menschen unerkennbare Gewebe von Irrtum und Wahrheit, von ewig wechselndem Erkenntnis-Inhalt und ewig gültiger Erkenntnis-Form zu entwirren . . .

Dass ein Bauer anders fühlt und denkt als ein Kaufmann, ist jedermann verständlich; Chamberlain aber zeigt uns, dass es auch in der Deutung des Daseinsrätsels, wenn nicht Standes-, so doch Temperamentsunterschiede gibt. Er untersucht in seinem „Kant“ zuerst die Weltbilder eines Goethe, Leonardo da Vinci, Descartes, Giordano, Bruno, Plato und stellt erst im letzten Kapitel — aus Übereinstimmung mit und im Gegensatz zu diesen Weltanschauungen — die Lehre Kants vor uns hin: von den überall zuletzt sich ergebenden Unzulänglichkeiten dogmatischer Deutungen abgeschreckt, entdecken wir wie von selbst (und überzeugt von seiner Notwendigkeit!) den Weg der *Erkenntniskritik*. Nach der Lektüre haben wir das Gefühl, uns in einem geistigen Raume zu befinden: wie wir, vom Innern eines Würfels aus, die Kanten sich schneiden sehen würden, so sehen wir die verschiedenen Weltdeutungen sich einander nähern oder sich von einander entfernen.

Chamberlain ist frei von dem uns Heutigen so tief eingebläuten Aberglauben von der fortschreitenden Entwicklung, aus dem das verhängnisvolle Vorurteil erwächst, das Spätere sei immer auch das „Bessere“. Die genannten Denker sind weder lauter Berufsphilosophen, noch werden sie in der beliebten chronologischen Reihenfolge behandelt; Chamberlain betrachtet die verschiedenen Weltdeutungen, die dem menschlichen Geiste *überhaupt möglich* sind, völlig zeitlos, und weist die Zumutung, dass ihre Urheber wie eine Geschlechterfolge von Schullehrern im historischen Gänsemarsch aufzuziehen hätten, weit von sich. „Geschichte macht leicht blind für das Ewige!“ lautet sein Wort.

\*                      \*

Der erste Vortrag des „Kant“-Buches — über *Goethe* — bespricht den Begriff der *Umbildung* (Metamorphose) und erläutert daran den Gegensatz zwischen *Idee* und *Erfahrung*.

Der Werdegang Raupe-Puppe-Schmetterling ist eine rein erfahrungsmäßige Umbildung; der naive Beschauer legt ihr als be-



harrend kein „Ding“, sondern höchstens „Leben“ zu Grunde. Betrachtet man aber zum Beispiel eine Wirbelsäule, so wird man versucht, zu denken, die einzelnen, untereinander verschiedenen Wirbel seien Umbildungen „des“ Wirbels; und bei der Vergleichung der Organe einer Pflanze wird der Eindruck erzeugt, sie seien sämtlich eine mehr oder weniger weitgehende Umbildung „des“ Blattes! Die Umbildung bis zum Schmetterling zeigt ein deutliches *Nacheinander*, die in der Wirbelsäule ein eben so deutliches *Nebeneinander*; die Pflanze aber weist beides auf: das Nacheinander im zeitlichen Wachstum, das vor unsern Augen „eines aus dem andern“ entstehen lässt; und das Nebeneinander in der räumlichen Gestalt, deren Teile unter einander verwandt sind — also Blatt aus Blatt; Blatt neben Blatt. Dieser letzte Fall vor allem betörte Goethe, als er unter südlichem Himmel das rasche Aufsprießen der Pflanzen verfolgte und sah, wie vom Samenblatt bis wiederum zur Frucht immer dasselbe Glied, das „Blatt“, in einer neuen Umbildung sich ausgestaltete — erst Schiller erweckte den in den Norden Zurückgekehrten aus dem begeisterten Traum einer „einfachsten Erfahrung“, aus der heraus sich die gesamte wirkliche und mögliche Pflanzenwelt aufbauen ließe. Nicht *dasselbe*, sondern das *gleiche* Blatt verwandelt sich im Nacheinander des Wachstums; das in das *Erfahrung* vorhandene wirkliche Blatt, einmal ausgestaltet, bleibt, was es ist und wo es ist, bis es abfällt — was sich verwandelt, ist die *Idee* des Blattes, die nur im Denken des Menschen existiert. Ebenso handelt es sich bei der Wirbelsäule nicht um eine zeitliche fortschreitende allmähliche Umbildung eines Wirbels in den andern, von einem „Urwirbel“ ausgehend, bis die sämtlichen Wirbel beieinander sind, sondern um die gleichzeitige verschiedenartige Umbildung der Idee des Wirbels . . . Aber wohin geraten wir, wenn wir der Wirklichkeit die Umbildung von etwas, das nur in unserer Phantasie vorhanden ist, zumuten? Wollen wir nicht lieber unserm Geist das Vermögen zuschreiben, in dem *unter sich verwandten Verschiedenen* das *Eine* zu erblicken? Das liegt aller Ideenbildung zu grunde: *innerhalb der Anschauung* zur Einheit vorzudringen (wobei wir, ohne es zu merken, in den Spiegel unseres eigenen Geistes zurückgeworfen werden). Unser Geist hat die Fähigkeit, das einzeln Gesehene *zusammenzuschauen*; für das geistige Auge eine Einheit zu schaffen, auf der es ruhen kann,

wo das Sinnliche von tausend Verschiedenheiten zerstreut wird. Das ist immer *noch* Erfahrung, aber nicht mehr *nur* Erfahrung: ein geistiger Akt hat sie komprimiert, vereinheitlicht, gesteigert zu einem *Bild*, das „sich nicht unmittelbar auf die wahrgenommenen Gegenstände, sondern auf das bezieht, was unser menschlicher Verstand über die wahrgenommenen Gegenstände denkt und urteilt“.

Hier schon zeigt es sich, wie sehr alle Erfahrung ein geistiges Element enthält; und es fällt gleich zu Anfang ein scharfes philosophisches Licht auf die sogenannten objektiven Erkenntnisse der Naturwissenschaft, vor allem auf die Entwicklungslehre. Grosses Unheil hat es nach Chamberlain angerichtet, dass gleichzeitige und aufeinanderfolgende Umbildung (simultane und sukzessive Metamorphose) weder von Goethe noch von andern Naturphilosophen scharf auseinandergehalten wurden und werden; wenn Goethe sagt „Es offenbarte sich mir der *Ursprung* des Schädels *aus* Wirbeltierknochen“, so erblickt Chamberlain einen Widersinn darin, weil die Existenz einer Wirbelsäule bereits einen Schädel voraussetze, dieser also nicht aus jener abgeleitet werden könne. Es handelt sich in diesem wie in so manchem andern Fall um verschiedene gleichzeitige, im Organismus sich gegenseitig bedingende Umbildungen, die untereinander eine weitgehende Ähnlichkeit haben (nicht aber um ein kausales Nacheinander); und auch nicht um Umbildungen eines greifbaren Dinges, Wirbelknochen genannt, sondern nur der *Idee* davon. Vielleicht dürfte es sich auch empfehlen, statt „verschiedene Umbildung“ deutlicher und genauer „verschiedene *Ausbildung*“ zu sagen; denn unser Geist ist es, der durch die Erfahrung hindurch eine Idee als *Norm* erkennt, um dann an ihr die vielgestaltige Wirklichkeit vergleichend zu messen. Sobald wir uns dieses Umstandes nicht bewusst werden, gleichen wir Goethe, der im Anblick der rasch wachsenden Pflanze glaubt, eines gehe aus dem andern hervor, und lange nicht bemerkt, „dass in der Pflanze, genau wie in der Wirbelsäule der Katze, die verschiedenen Teile nebeneinander stehen, völlig autonom, dazu noch physiologisch ungleichwertig“. Es findet bei allem Wachsenden eine zeitliche Auswicklung seiner selbst statt, und es kommt ganz darauf an, worauf unsere Aufmerksamkeit gerichtet ist: auf das Ding, das Seiende, oder auf die zeitliche Form, in der es in der Erscheinungswelt sich auswirkt.

Damit sei hier das Problem der Entwicklung nur angetönt; später geht auch Chamberlain näher darauf ein. Bleiben wir bei Goethe, der nach Schillers Kritik zu seinem eigenen Erstaunen erkennen musste, dass, wo er sich ganz glaubte der Erfahrung hingegen zu haben, eine *Idee* es war, die ihm diese Erfahrung erst wertvoll machte, indem sie Zusammenhänge erhellte: nur an der Anschauung gelangt Goethe, durch den *schöpferischen* Akt der Ideenbildung, zum Denken; er sieht, durch die vielen Einzelbilder der Erfahrung hindurch, das jeweilige Urbild. Darum bleibt er auch zeitlebens der Außenwelt zugewandt; er reist — während Kant (mit dem ihn nun Chamberlain vergleicht) nie über Königsberg hinauskam.

Kants Auge schaut nicht minder scharf, aber nach innen; und da der innere Sinn nur ein zeitliches Nacheinander kennt, so geht Kants Weg zur anschaulichen Vorstellung nur durch das nacheinander, Stück für Stück aufbauende Denken. Er erfasste an einem Ding nicht das sinnlich Bildhafte, sondern seine dynamische Konstruktion, seine Architektur; eine gute Beschreibung (zum Beispiel irgend eines Naturgegenstandes, einer geographischen Sehenswürdigkeit) vermittelte ihm den selben Eindruck wie Andern die unmittelbarste Anschauung: erst, was er hatte in sich *entstehen* sehen, *schaute* er auch und hielt es fest. Für Kant hieß es: Ich sehe nur, was ich denke. Für Goethe: Ich denke nur, was ich sehe. Goethe geht vom Ganzen aus, Kant strebt nach ihm hin. Beide aber fördern die *Anschauung*: Goethe durch Betonung des Wertes der bildhaften *Idee*, Kant durch Betonung der *Erfahrung* und ihrer Kritik.

Das Erlebnis Goethes mit der Urpflanze, die er im Walde suchen wollte, ehe er merkte, dass sie nur in seinem Kopfe lebte, regt jenes Nachdenken in uns an, für das Kants berühmte Worte auf fruchtbaren Boden fallen: „Es gibt *zwei Stämme* der menschlichen Erkenntnis, die vielleicht aus einer gemeinschaftlichen, aber uns unbekanntem Wurzel entspringen, nämlich *Sinnlichkeit* und *Verstand*, durch deren ersten [also die Sinnlichkeit] uns Gegenstände *gegeben*, durch den zweiten [den Verstand] aber gedacht werden“. Das Verhältnis zwischen diesen beiden Stämmen ist — da sowohl zum Anschauen wie zum Denken beides gehört: Sinnlichkeit *und* Verstand — ein sehr verwickeltes; und dieses Ver-



hältnis zu entwirren war, was Kant als Aufgabe der „Erkenntnis-kritik“ erkannte. Ein erstes Ergebnis seiner Analyse lautet nach Chamberlain: „Zwar wurzelt Erfahrung in Eindrücken unserer *Sinne*, sie erfordert aber außerdem *Verstand*, da ohne Verknüpfung der unzählbaren Wahrnehmungen zu Einheiten keine „Erfahrung“ statthaben kann; diese Verknüpfung muss offenbar nach Regeln stattfinden, die *in* uns, nicht *außer* uns liegen“. Und Chamberlain erinnert daran, dass Goethe von dem „gesetzgebenden Verhalten des Menschen gegenüber der Natur“ gesprochen, ja, einmal sogar gesagt habe, dass „alle Versuche, die Probleme der Natur zu lösen, eigentlich nur *Konflikte der Denkkraft mit dem Anschauen* sind“! Chamberlain schließt: „Das Wesen dieses unausbleiblichen Konfliktes aufzudecken, das gerade war das Lebenswerk Kants. Selbst der in philosophischen Fragen am wenigsten bewanderte Mensch muss leicht begreifen, welchen Gewinn es bedeutet, durch Analyse festgestellt zu haben: einesteils, wieviel ‚gesetzgebendes Denken‘ des Menschen in der vermeintlich rein objektiven Anschauung am Werke ist, andernteils, inwiefern das Anschauen dem Denken erst den Stoff liefert und somit dem Gesetzgeber bestimmte Wege weist. Hierdurch erst ward die reinliche Scheidung zwischen Erfahrung und Idee möglich“.

ZÜRICH

KONRAD FALKE

(Fortsetzung folgt.)



Die unterste Stufe (des Philistertums) hüten wohl jene unverrückbar und unentwegt, denen das Bestehende an und für sich heilig und von Gott gegeben gilt. Die sich am Gegegenwärtigen genügen lassen ohne Gedanken darüber, wie es entstanden sei, wohin es sich entwickeln möge oder woher die Vollmacht und die Autorität derjenigen stamme, die zu seiner Hut bestimmt sind.

Das sind die *Spießer*, in der Tat das unleidlichste Volk, das zu erdenken ist. Denn sie dünken sich verzweifelt klug und aus dem Gefühl ihrer dickhäutigen Sesshaftigkeit heraus berechtigt, die Andringenden, Stürmenden, Fragenden zu verachten oder, welches noch kränkender ist, wohl gar mit einem wundernden Kopfschütteln zu bemitleiden. Mit ihnen ist so wenig etwas Neues zu beginnen, wie ohne die Philister zu vollstrecken.

*Vom Schaffen*

J. J. DAVID